

(Nachdruck verboten.)

44)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

Aber nein. . . Er schüttelte sich. Bevor es soweit kam, hatte er noch etwas zu tun auf dieser Welt. . . Die Laterne zwischen den Knien hochte er eine ganze Weile im Keller, fror, stierte vor sich hin. „A G'wahr muas i m'r kas'n,“ murmelte er immer wieder vor sich hin. „A G'wahr, wie d'r Birron oans g'hobt hot — dozumal. . .“ Er schraf zusammen, riß die Augen auf. Schwarz und lauernd sah ihn die Finsternis an.

„Bodal!“ Es war Rosalas Stimme, die eine ganze Weile später an sein Ohr schlug. „Des sollt's auffatamma er is schon furt!“

Als Jüry in die Küche kam, sah Resl hinter den Herd und weinte. Die Magd machte ein Gesicht — er wußte nicht wie, und huschte an ihm vorüber hinaus. Rosala vermied es, zugleich mit ihm einzutreten. Sie war auch so wunderbar, seit man die Annaliese so heimgebracht.

Ein Ekel kam ihn an, als er über die eigene Schwelle trat. Ein Mörder würde nun täglich sein Gast sein, Weib und Kind und Magd und Knecht ihm ausweichen oder hinter ihm herzischeln. Ja, so sah die — Schande aus!

Er schlich nach der Stube, ließ sich auf die Ofenbank fallen, begann aufs neue vor sich hinzubrüten. Plötzlich stand sein Weib vor ihm. „Jüry um Christi willen — wos wor dös?“

Er suchte mit dem Blick ordentlich die Winkel ab, nur um gewiß zu sein, daß niemand sonst zugegen war. Wenn jemals, jetzt war die Stunde, die sein Weib zu seinem Kameraden machen konnte. So töricht und schwach Resl war — eine Seele, einen Menschen wenigstens mußte er haben, wenn er an all dem Wissen und Schweigen nicht zugrunde geh'n sollte. Mühsam erhob er sich — streckte die zitternden Hände nach den ihren, sah sie an, mit einem Blick, in dem sein ganzer Stolz, seine ganze zertretene Manneswürde wehklagte: „Dös — war die — Schond', Resl!“

Keines Wortes mächtig, starrte sie ihn an. Aber — er sah es: sie begriff noch immer nicht. „Die — Schond' wor's,“ wiederholte er leise. „Die Schond' von unjerer — Annalies!“ Seine Stimme brach.

„Wonn — wos red'st d' denn do?“ schrie Resl auf.

„Wos der — Birron g'feh'n hot bei der — bei der „Schweighütt'n!“

Mit einem Schrei trach Resl in seinen Armen zusammen.

Seit jenem Tag war Jüry ein böllig anderer geworden. Er ließ alles geh'n, wie es ging, alle machen, was sie wollten. Wozu auch noch ein Haus aufrecht halten, das keine Ehre hatte? In dem ein Buchthäusler erschien, wann es ihm gefiel und sich darin zu Tisch setzte, so oft er wollte? Der Birron war jetzt Herr in seinem Hause und er mußte noch froh sein, wenn er kam. Wlief er eines Tages aus, war es ein Zeichen, daß sein Haß ihn doch zum Schwäger gemacht, und tags darauf würde das ganze Dorf mit den Fingern nach ihm weisen. „So, wann ma a schön's Modl im Haus hot — nocher konn ma a der Herrschaft die Zähnd zoag'n. . .“ das hörte er ordentlich, las es jedem vom Gesicht ab, der ihm einen „Guten Morgen“ gab, wenn auch noch niemand eine Ahnung davon haben konnte.

Resl hatte sich wohl rasch wieder gefast und tat in ihrer Weise alles, ihm in diesen schweren Tagen eine Stütze zu sein. Aber es war umsonst. Hob sie zu reden an — gebot er ihr zu schweigen. Fragte sie, ob das mit dem Birron nun so weitergeh'n sollte? gab er ein verzweifeltes „wos frogst d' denn erst?“ zurück und schlich aus der Stube wie ein geprügelter Hund. Knecht und Dirn warfen den beiden Alten schon schiefe Blicke zu und machten sich gewiß ihre Gedanken; Gedanken, die die beiden mit noch schlimmerem Verdacht bekosteten, als ihnen zukam. Auch Rosala begann den Eltern auszuweichen, wo sie konnte. Es war gut gemeint. Denn sie fühlte ja genau, daß die beiden Alten mit einem entsetzlichen Geheimnis allein sein mußten — allein sein wollten.

Und leise, ganz leise begann sie auch zu ahnen, was es sein mochte. Aber gerade deshalb konnte sie den Eltern kaum mehr ins Gesicht schauen, kaum mehr das Schweigen ertragen, das nun immer um sie war. Sah sie aber den alten Buchthäusler über den Hof kommen, lief sie aus der Küche und verbarg sich. „So wenig als möglich dabei sein,“ dachte sie, sonst kann's die Mutter eines Tag's am End' doch nicht mehr ertragen.

Deshalb war Rosala die Erste, durch die endlich auch der Pfarrer von all dem erfuhr. Weihnachten kam heran, aber die Alten unterließen es, zur Beichte zu gehen — zum erstenmal, seit Rosala denken konnte. Da faßte sie sich ein Herz und nachdem sie ihr eigenes Bekenntnis abgelegt, vertraute sie dem Pfarrer unter dem Siegel der heiligen Beichte die Not ihres Hauses und was sie darüber dachte.

Der gute Cyrill Weiß schloß die Augen. Da stand es nun wahrhaftig vor ihm, das Entsetzliche, das er förmlich mit zitternden Händen aus seinen eigenen Gedanken hinausgedrängt — und er mußte es endlich fassen!

„Wos soll i toon, Hochwürd'n?“ wehklagte Rosala zu ihm empor. „Zoag'n darf is nit, wos i mir denk', helfen konn i nit! Wonn dös ober so furtgeht, frist uns der Birron no arm. Und die Schond, daß er so kimmt und geht bei uns. . .“

Cyrill Weiß dachte eine Weile nach. Endlich hob er das Haupt und sagte: „Ich werde Deinen Vater besuchen, mein Kind.“

„Ober jo nix mir'n loss'n, Herr Pforrer,“ flehte Rosala händeringend. „Um God'swillen nit, denn der Boda — der es imfiond und tuat sie wos on!“

Der Priester nickte leise vor sich hin. Schwer würde es schon werden. Aber weil Cyrill Weiß nicht bloß ein guter Mensch war, sondern auch ein Denker, sah er gerade in dieser Aufgabe einen Sporn für die besten und reinsten Kräfte seiner Seele. Seit er sich im Brünner Dom unter den feierlichen Gebeten der Priesterweibe auf dem schwarzen Bahrtuch zur Selbstopferung hingestreckt — seitdem hatte er ja verzichtet, sein eigenes Leben zu leben. Tausendfach von seiner Jugend bedrängt, von den geheimen Wünschen und Regungen des eigenen Selbst angefochten, hatte er den Versuch immer wieder niedergezungen. Seine Haare waren darüber früh weiß geworden, aber in seiner Stimme bebte das heilige Verstehen alles Menschlichen und aus seinen Augen leuchtete der Friede des Ueberwinders, der allen so wohltat.

Nachdem er sich einige Tage die Sache überlegt, trat Cyrill seinen Weg an. Mit Bedacht wählte er den späten Nachmittag. Er wußte von Rosala, daß es die Zeit war, in der sich der herzlose Bedränger Jürys am häufigsten einfand. So konnte er mit eigenem Blick die ganze Lage überschauen und nicht nur für Jüry, sondern auch für den Strolch vielleicht das richtige Wort finden. Der Buchthäusler wich ihm aus, wo er nur konnte. Und nicht bloß, weil er sich um den Gruß herumdrücken wollte. Die Nacht, die ihn zwang, lag im durchdringenden Blick dieser reinen Augen, in dem geheimnisvollen Adel des Menschen, der wirklich so tat, wie er sprach. Einer der wenigen, wenn nicht der einzige weit und breit. Wie Trost häumte es sich in der schuldbeladenen Seele des Mörders auf, so oft er den Pfarrer sah. Nicht weil er merkte, daß dieser ihn zwingen wollte — nein, weil er im verborgensten Winkel seiner Seele ganz leise, ganz dunkel fühlte, daß es der einzige war, der ihn zwingen konnte; heute oder morgen, aber ganz gewiß einmal. Und dem wich er aus. Hatte ihm Gott alles verpuscht — für das bishen Leben, das ihm noch zu erleiden blieb, brauchte er seine Pfaffen erst recht nicht.

Jürys Hof lag ganz verschnit, nur da und dort von den Fußspuren der Menschen durchquert, die hier ihrem Tagewerk nachgingen. Knecht und Magd trugen plumpe, schwere Holzschuhe und ihre Abdrücke liefen in regelmäßigen Reihen zwischen Stall und Haus und Scheune hin und her. Da zogen sich aber noch einige Tritte hin — breit, fast rechteckig in den tiefen, weichen Schnee eingezeichnet, und sie liefen direkt der Küche zu. Nur einer trug „Opanten“ im Ort — der Birron! So nahm auch Cyrill Weiß denselben Weg.

Als er eintrat, hochte die Bäuerin hinter dem Herd, dem Rosenkranz zwischen den Fingern, die Augen rotgeweint. Um

Tisch saß Birron und schmauste. Ah Fleisch „mitten unter der Wod'n“. Das allein war unerhört, weil kein Bauer weit und breit es sich gönnte.

Steht es sol dachte der Pfarrer. Seine klare Stimme aber sprach bloß ein lautes „Gelobt sei Jesus Christus!“ Und der heilige Grub fiel ganz seltsam in die dumpfe Stille hinein, die Haß und Angst und Unbehagen hier hüteten.

Resl fuhr mit einem Freudenstrei empor: „Hochwürd'n!“ Aber ihr Blick sprang sofort mit dauter Scheu nach dem Buchthausler, und deutlich merkte der Pfarrer das heimliche Beben, das ihren Leib erzittern machte. Selbst ihre Lippen zuckten, als sie ihm die Hand küßte.

Auch Birron hatte sich erhoben — doch in der Art eines ertappten Wildes, das nun dasteht, nicht aus noch ein weiß und am liebsten mit einem einzigen wilden Satz seinen Weg freimachen möchte. Aber der Pfarrer hütete noch immer die Türe. So tat er, was er in diesem Augenblicke nicht zu unterlassen vermochte, er grüßte: „Küß — küß d' Hond, Hochwürd'n.“

Freundlich nickte der Pfarrer auch ihm zu, sah ihn dabei an, hell, durchdringend. „Es freut mich, Euch bei guten Menschen zu finden.“

Die Trifaugen des Säufers schielten ihn an, die hartumstarrten Lippen wölkten sich zu dem gewohnten Grinsen verziehen. Doch Blick und Grinsen verflochten sich sofort wieder, wie ein Stück Dunkelheit hinweggeschleucht von dem reinen, durchdringenden Glanz dieser Augen.

„So sie — sie schau'n do a wengerl auf mil“ murmelte Birron vor sich hin. Es hätte hämisch klingen sollen, aber irgend etwas hatte ihm den frechen Ton schon in der Kehle erwürgt. So kam es fast devot heraus. Er hätte sich dafür Prügeln mögen, aber — der Pfarrer sah ihn noch immer an.

„So dankt Gott dafür, als wenn er selbst es täte,“ erwiderte Thrill Weiß mit erhobener Stimme, „und vergessest nie, daß nur er allein weiß, warum er etwas geschick'n läßt — sei es nun gut oder böse.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Rückkehr.

Novelle von Charles Louis Philippe.*)

Autorisierte Uebersetzung von Clara Viebig.

Er hatte erwartet, bis die Nacht herabgesunken war. Es mochte dreiviertel auf sieben sein, als er an die Tür klopfte. Von innen rief eine Stimme, die er nicht gleich wiedererkannte: „Herein!“

Er zögerte nicht, er fand die Klinke an der alten Stelle, er drückte sie nieder, er öffnete und trat ein.

Seine Frau war nicht überrascht. Seit den vier Jahren, die er fort war, hatte sie jedesmal, wenn es an die Tür klopfte, denken müssen: „Vielleicht ist er's!“

Sie hielt die Suppenschüssel zwischen ihren Knien, drückte das Brot gegen ihre Brust und schnitt es — mit einer Bewegung, die er immer an ihr gekannt hatte — in Scheiben für die Suppe.

Sie sprach kein Wort, stellte die Suppenschüssel hin und legte das Brot auf einen Stuhl; dann, den Kopf senkend, sagte sie nach ihrer Schürze und verbarg ihr Gesicht darin. Man brauchte nicht ihre Augen zu sehen, man wußte, daß sie weinte.

Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl, stützte die Ellbogen auf die Lehne und blickte weg, da er nicht wußte, was er sagen sollte. Er war ganz verlegen.

Die drei Kinder saßen, über den Tisch gebeugt, um die Lampe herum. Die beiden Kleinen, Lucian und Margarete, spielten Lotto. Sie sahen, daß da ein Mann hereinkam, ein Mann wie all die anderen, die da kommen und von Sachen sprechen, die Kinder gar nicht interessieren. Ruhig spielten sie weiter.

Aber Antonie, die Älteste, die jetzt bald 13 Jahre sein mußte, und die damit beschäftigt war, in das breit aufgeschlagene Heft ihre Schularbeiten einzuschreiben, erkannte ihn beinahe augenblicklich, trotzdem er einen Vollbart trug, und stieß hervor: „Ach, der Vater!“

Sie war sehr groß geworden. Sie hatte immer kleine Eigen-

*) Für Charles Louis Philippe, der vor zwei Jahren kaum dreißigjährig in Paris gestorben ist, beginnt jetzt der Ruhm zu erblühen, der auch in Frankreich so vielen Genies bei ihren Lebzeiten vorenthalten blieb. Philippe, der nur wenige Romane und einen Novellenband hinterlassen, gilt heute bereits für eine Pflanze der modernen französischen Literatur. Selbst ein Kind der Armut, fühlte er sich den Enterbten, Niedrigen, Studen blutsverwandt. So war er imstande, bei allen abschreckenden und brutalen Tugenden die Fähigkeit zu tiefer Liebe, hingebender Güte in ihnen zu entdecken.

heiten gehabt, und er hatte sie so gern damit geneckt, weil sie eine so drollige Art hatte, sich zu wehren.

Sie konnte nicht weiterarbeiten. Sie stand auf; da er ihr den Rücken zulehnte, legte sie ihm die Hand auf die Schulter. Er wartete nicht länger und sah sie an. Sie war nicht schüchtern. Sie betrachtete ihn mit einem Gefühl von Ueberlegenheit und sagte: „Es ist lange her, daß Du mich nicht mehr die „Frucht Deiner Liebe“ genannt hast!“

Sie hatte das nicht vergessen. Als sie noch alle zusammen lebten, hatte er den ganzen Tag in der Kneipe verbummelt. Er war Schmied. Seine Frau hatte, wenn ein Kunde kam, um ein Pferd beschlagen zu lassen, Antonie hinschicken müssen, um den Vater zu holen. Wenn die Kleine dann unter den Beschreibern erschien, er sie kommen sah, stellte er sie seinen Kumpanen vor mit den Worten: „Meine Herren, das ist meine Tochter, meine älteste Tochter, die Frucht meiner Liebe.“

Jedesmal kostete sie sich darüber.

Er legte ihr die Hand auf den Scheitel, aber er wagte es nicht, sie wie früher zu küssen.

Uebrigens öffnete sich auch gerade in diesem Augenblicke die Tür unter dem Stoß eines neuen Ankömmlings. Baptiste Rondet, der Zimmermann, trat mit einer solchen Sicherheit ein, daß Larmingeat keiner Erklärung bedurfte, um sofort alles zu begreifen. Er stand auf, wie man es zu tun pflegt, wenn der Hausherr eintritt und sagte: „Ich bin's.“

Baptiste antwortete: „Bleib doch sitzen.“ Und fügte dann hinzu: „Ich bin wie Deine Frau, ich habe immer gedacht, Du würdest mal wiederkommen.“

Doch, da sie Männer waren und Männer das Leben kennen, blieben sie nicht lange einsilbig. Larmingeat sagte: „Ist es vielleicht 'ne Dummheit von mir?“ Baptiste seinerseits beeilte sich zu sagen: „Donnerwetter! Ich, Alter, ich bin Witwer geworden.“

„Ach! Ist die arme Abele gestorben?“

„Ja, und wie ich Dir sage, schnell. 'ne Lungenentzündung. In drei Tagen war sie tot. Ich war nicht mehr daran gewöhnt, allein zu sein. Deine Frau ist 'ne sehr gute Frau.“

Larmingeat erwiderte: „Ja — was willst Du, ich hatte soviel Schulden und keine Arbeit mehr. Ich habe gedacht, daß man 'nen Säufers zu Haus nicht nötig hätte. Ich bin verduftet, sozusagen desertiert. Aber ich hätte ihr wenigstens schreiben können.“

„Ja, erst nach drei Monaten hat sie begriffen, das Du sie hattest sitzen lassen. Na, schließlich hat jeder seine Fehler.“

Sie schwiegen einen Augenblick. Sie kannten sich beide gut. Sie waren zusammen zur Schule gegangen und hatten zusammen beim 86. Artillerieregiment in Clermont-Ferrand gedient. Larmingeat dachte daran, als er sagte: „Wer uns das damals gesagt hätte, als wir beim Militär waren!“ —

Dies war Larmingeats Rückkehr. Und dies waren die Worte, die er sprach.

Man kann nicht ewig weinen. Die Frau ließ die Schürze sinken, hinter der sie das Gesicht versteckt hatte, nahm ihre Suppenschüssel und das Brot und ging durch die offenstehende Tür in das Nebenzimmer, das als Küche diente. Auch Antonie, die nicht alles verstand, was im Zimmer gesprochen wurde, ging ihr langsam dahin nach.

Die beiden Männer blieben sich allein gegenüber, und Larmingeat sagte: „Ich seh's ein, ich hätte lieber nicht wiederkommen sollen.“

Baptiste Rondet erwiderte ihm: „Warum denn? Du mußt Dich doch mal erkundigen, was aus Deiner Frau und Deinen Kindern geworden ist!“

Sie waren sehr höflich miteinander. Als Larmingeat unbehaglich auf seinem Stuhl herumrutschte und wie Leute, die nicht wissen, was tun, Anstalt zu machen schienen, sich zu verabschieden, sagte Baptiste Rondet zu ihm: „Du wirft doch 'nen Teller Suppe mit uns essen.“

Er nahm an, da er sich nicht anders zu helfen wußte; in seinem Heimatoort hätte er nicht in eine Kneipe gehen können. Alexandrine, seine Frau, die durch Baptistes Worte einigermassen ihre Fassung wiedergewonnen hatte, dachte auch so. Sie zeigte ihren Kopf im Rahmen der Tür und sagte, daß es aber nur Suppe und Käse gäbe, und daß das doch sehr wenig wäre. Baptiste war ein gutmütiger Kerl. Er erklärte, dann würde man eben was vom Schlächter holen und außerdem noch eine Flasche Wein. Larmingeat, der gerade so war, wollte sich nicht lumpen lassen und zog 20 Sous aus der Tasche. Er bestand darauf, auch seine Flasche zu bezahlen und von dem, was von dem Frankstück übrig bliebe, sollten Süßigkeiten für die Kinder gekauft werden. Dann fügte er aus Höflichkeit hinzu: „Ich mache Euch Anstoßen.“

Die Kleinen packten schnell ihr Lottopiel zusammen, als sie hörten, daß der Gast zum Essen bleiben würde. Das machte ihnen Spaß und sie wollten selbst den Tisch decken. Alexandrine nahm das Tisch Tuch heraus und breitete es über den Tisch. Larmingeat wehrte ab, aber sie sagte: „Mein Gott, dazu hab ich es doch, ich muß es doch gebrauchen, wenn jemand kommt.“

Als sie zurückgekehrt war vom Schlächter mit einem Stück Speck, Süße, ihren zwei Flaschen Wein und Kuchen, begann die Mahlzeit. Larmingeat hatte großen Hunger. Er gestand das ohne Umschweife, und diese paar Worte genügten, um die Unterhaltung in Gang zu bringen.

Man fragte ihn, wie er sich eingerichtet hätte, wo er schlief,

wo er aße. Richtig, er hatte ihnen ja noch gar nicht erzählt, daß er aus Paris kam.

Er schloß im Gasthof und aß im Speisehaus. Das Schwierigste war, es sich ein bißchen gemütlich zu machen, weil man ja so schwer jemanden findet. Er arbeitete bei der Métro, wie man sie nennt. Er erklärte ihnen, was das ist, die „Untergrundbahn“.

Baptiste sagte: „Donnerwetter, in Paris findet man alle mögliche Arbeit!“

Es schmeckte ihnen sehr. Die Schlächterelei führte jetzt nicht mehr der alte Langevin, sondern der Sohn, aber das Geschäft war noch immer sehr gut. Die beiden Flaschen wurden entfortt, und wenn Alexandrine nicht gesagt hätte, daß sie keinen Durst hätte, wäre nicht genug Wein übrig geblieben, um den Käse hinunterzuspülen. Nur eins hatte man vergessen: Zigarren. Aber Larmingeat zog noch einmal sein Portemonnaie, entnahm ihm zehn Sous und sagte zu Antonie:

Hier, mein Kind, hol' uns mal zwei Zigarren.“

Sie war ein reizendes Mädel. Nicht nur, daß sie sogleich bereit war, zu gehen, sie wollte auch durchaus, daß ihr Vater mitkäme. Sie wäre zu gern mit ihm im Ort spazieren gegangen. Ihre Mutter mußte ihr sagen: „Nein, nein, laß den Vater in Ruh und sag' auch dem Krämer ja nicht, daß es für ihn ist. Niemand braucht zu wissen, daß er hier ist.“

Einen Augenblick wurden sie traurig; etwas später als man die Kinder zu Bett brachte. Mit den beiden Kleinen ging es ganz leicht, die schliefen schon am Tisch ein. Larmingeat gab jedem von ihnen zwei Sous. Nur wollten sie immer nicht sagen: „Danke, Papa.“ sie sagten: „Danke, Herr.“

Aber als die Reihe an Antonie kam, stürzte diese sich auf ihren Vater. Sie schien bis dahin nur so still gewesen zu sein, um ihre Kräfte aufzusparen, nun schrie sie mit dem höchsten Ausdruck:

„Ich will nicht, daß er wieder fortgeht, ich will nicht, daß er wieder fortgeht!“

Sie klammerte sich an seinen Hals.

Die Mutter sagte:

„Daß doch, Du tust ihm ja weh!“

Man mußte sie losmachen, loshäkeln, losreißen, ihr versprechen, daß er nicht fortgehen würde.

Larmingeat heulte. Alexandrine und Baptiste weinten auch. Als sie gegangen war, sagte Baptiste:

„Daß Du's gesehen, wie die Kleine ist? Es gibt kein besseres Mädel. 's hat mir immer leid getan, daß sie nicht mein ist.“

Als die Kinder im Bett waren, singen die drei an zu gähnen: es war ja auch spät! Die Zigarren waren geraucht. Da es keinen Tropfen mehr zu trinken gab, hatte man nichts mehr zu tun. Larmingeat begriff, was nun seine Pflicht war. Er sagte:

„Ach ja! Einmal muß ich mich ja doch entschließen, zu gehen.“

Man hielt ihn nicht zurück.

Man fragte ihn nur, wie er gekommen sei: mit der Bahn natürlich. Er erzählte ihnen, daß er seinen Koffer mitgebracht hätte, weil er zuerst die Absicht gehabt hatte, zu bleiben.

Seine Frau sagte zu ihm:

„Ja, da hättest Du eben damals nicht fortgehen sollen. Was willst Du, jetzt habe ich mich nun so eingerichtet. Ich kann mir doch nicht 'nen Mann nehmen und ihn beliebig wegschicken?“

Schließlich traf es sich gut: es ging ein Zug um elf Uhr. Der Bahnhof war nahezu sechs Kilometer entfernt, er durfte nicht zu spät kommen, der Zug wartet nicht.

Baptiste sagte ihm, ehe er ging, in einem jener Augenblicke, in denen man all das noch einmal zusammenfaßt, was man sich bereits gesagt hat:

„Wie es bei uns ist, das siehst Du nun. Meine Möbel sind hier, und es ist ein Bett mehr da, als zu Deiner Zeit.“

Er zeigte ihm die Einrichtung. Der Hauswirt hatte einige Reparaturen machen lassen.

Er führte ihn in das Schlafzimmer der Kinder. Es war tapeziert worden und der Ofen umgeseht, weil er geraucht hatte. Die Kinder schliefen mit geballten Häufchen. Larmingeat warf einen Blick auf sie. Er wagte nicht, sie zu küssen, aus Furcht, sie im Schlaf zu stören.

Er sagte: „Wirklich, ich seh's, Ihr habt's sehr gemütlich.“

Er küßte Alexandrine, bevor er ging und dann, als Baptiste ihm die Hand hinstrckte, sprach er:

„Na komm, wir wollen uns auch 'nen Kuß geben, Alter.“

Länder- und Völkernamen.

Die Weißrussen heißen so nach ihrer Kleidung, wie das heutige Galizien Rotrußland genannt wurde, weil der polnische Bauer eine hochrote Mütze trug. „Neuerdings, nach den Reichstagswahlen vom Jahre 1903, wurde Sachsen das rote Königreich genannt.“ — Wo sich der Aufschwung eines Landes an die Entwicklung einer Stadt knüpfte, nahm es deren Namen an, so haben wir das Römische Reich, das ja tatsächlich den römischen Bürgern gehörte. Die Städte Hannover, Schleswig und Mecklenburg haben Länder benannt, auch die Schweiz hat ihren Namen von dem Hauptorte des Kantons Schönbühl. Portugal ist ursprünglich nur der Bezirk von Oporto, der im Altertum Portus (Hafen) Oala (Kastell) hieß. Sogar das ungeheure China entlehnt seinen Namen der Stadt und dem Fürsten-

tum Tschin, dessen Herrscher alle chinesischen Provinzen unter seine Szepter brachte und 221 vor Christi den Kaiserstitel annahm. Sogar einzelne Burgen haben ihre Länder getauft, wie Wirteneberg bei Cannstatt das ganze Württemberg. Ähnlich das Schloß Tirol bei Meran, Altenburg, Oldenburg, Luxemburg, Salzburg, Baden usw.

Haben wir bisher direkte und indirekte Ländernamen (die indirekten von den Völkernamen abgeleitet) Nebue passieren lassen, so entsteht jetzt die Frage nach der Herkunft der Völkernamen selbst. Die Deutschen machen es einfach, sie nennen sich: das Volk, denn Diet, die Wurzel des Wortes Deutsch, ist soviel wie Volk. Der Stamm steckt im althochdeutschen Eigenschaftswort diutisch, das mittelhochdeutsch zu diutsch (gesprochen dütisch) wurde. U hat sich dann nach den allgemeinen Lautgesetzen in eu verwandelt, wie etwa auch in deuten, das aus dütien entstand. Das Wort Volk ist dagegen viel jünger und lateinischen Ursprungs (aus vulgus). Uebrigens tauchen die „Deutschen“ erst im 9. Jahrhundert auf, bis dahin gab es nur Germanen, es gab Alemannen, Franken, Schwaben, wie wir denn noch heute bei den Franzosen Allemands heißen, bei den Arabern Franken und bei den Ungarn Schwaben. Sehr treffend erklärt Kleinpaul das Aufkommen der Bezeichnung „Deutsche“: „Sein Aufkommen steht in innigstem Zusammenhang mit dem Ueberhandnehmen einer gewaltiam aufgedrungenen Religion und Sprache“. Kurz, dieser Parteiname „stellte gleichsam einen Protest gegen das Christentum und die lateinisch redenden Priester dar, zu denen nachmals noch die lateinisch redenden Richter und die französisch sprechenden Edelleute kamen. Die Diet ist der große Haufe, von dem sich einzelne Individuen und Klassen abge sondert haben.“ Und diese Klassen, wie wir sagen würden, waren die Unpopulären, nicht zum Volke Gehörigen . . . und ihnen gegenüber fühlten sich die Einheimischen, die eifersüchtig an der alten vaterländischen Art festhielten, die Kernhaften, die Gebunden, die Unverdorbenen als die Deutschen.“ Das griechische Latos (Volk) ist in unserer „Laien“ erhalten, der Deutsche ist eigentlich nichts weiter als der Laie.

Den stärksten Gegensatz zu dem selbstgeschaffenen Namen eines Volkes bilden die Spinnamen, die ein Fremder gibt, weil ihm irgend ein Zug auffällt, den die Einheimischen gar nicht bemerken, etwa so wie es in Hirsau ging, wo die Kinder einen Fremden auslachten, weil er keinen Kropf hatte, was ihnen eine Frau mit den Worten verwies: „Dankt doch Gott, daß ihr eure gesunden Glieder habt!“ — Die Langobarden sind die Langbärtigen, ihr Name findet sich schon bei römischen Schriftstellern, denen der Bart auffiel: „Zivilisierte Völker rasieren sich, bis dann in der Zeit der Verwelschung, wo mit dem Warte eine gewisse Kraft zur Schau getragen werden soll, der Vollbart wieder aufkommt; der Turnvater Jahm ist für diese Wiedererweckung einer urwüchsigen Mannhaftigkeit typisch.“

Von ihrer kunstvollen, frisierten Haartour wollen die Friesen ihren Namen haben. Die Huronen sind Strohköpfe, vom französischen hure, das eigentlich sogar einen Wildschweinstopf bezeichnet. Auch der Name der Papua bezieht sich auf ihre Frisur. Als Rassenname dient ferner natürlich die Hautfarbe; Weiße, Schwarze, Rothhäute, Gelbe usw. sind bekannt. Aber auch die Phönizier sind eigentlich die Roten, und Phoeniz heißt nach ihnen der Purpur, den sie erfunden haben sollen. Ihren Namen aber erhielten sie von den Griechen, weil sie vom Roten Meer kamen.

Nicht vorenthalten sei hier folgende bissige Bemerkung Kleinpauls: „Blanes Blut, das Blut der westgotischen Familien, die sich von der Vermischung mit Maurenblut rein und daher ihre Haut weiß und durchscheinend und ihre Adern blau erhielten. . . . Ähnlich teilen sich die russischen Kalmiden in Weiße Knochen und Schwarze Knochen, will sagen: Adel und Gemeine. Der echte Edelmann muß aber nicht bloß das Blut blau, sondern auch die Legitimität schwarz haben und melampygos (schwarzärfzig) sein wie Herkules.“

Die Waffe hat den Sachsen den Namen gegeben: der Sachs ist das Messer von Stein (eigentlich der Stein und alles Steinerner überhaupt). Die Germanen sind wohl die Ger- oder Speermänner. Die Franken heißen nach ihrer Franca, einem Spieß; die Kelten nach ihrer Art (Celt), sie sind übrigens die Galater des Paulus. Auch Celt ist eigentlich nur der Stein. Auch heute werden ja übrigens die Truppengattungen kurzweg „Waffen“ genannt. Die Sächsen waren Schützen, die Wikarden Bienenmänner. Die römischen Bürger, die einen Spieß (quiris) trugen, hießen Quiriten: Spiehbürger.

Die Buschmänner leben im Busch; Nomaden (Nimider) heißen nach der Weide (nomos), das Wort nomos erhält dann den Sinn von Gesetz, offenbar im Gedanken an die Zuteilung des Weidelandes. Die Russen (Robsen) sind Ruderer, sie kommen aus Schweden, das von den Finnländern noch heute das Russenland (Ruotsomaa) genannt wird. „Die Berliner Taubstummen hatten im vorigen Jahrhundert die Gebärde des Ruderns vielmehr für die Engländer, bei den Russen machten sie die des Hängens (weil Kaiser Paul I. mit seiner eigenen Schärpe erdroßelt worden war), bei den Franzosen die des Kopfabchneidens.“ Das Fürstentum Neuf hat seinen Namen von Neufland, da sich 1247 Heinrich I. im Kampf gegen die Polen den Namen „Neuf“ erwarb.

Verachtung gegen die Rüche gewisser Völker spricht sich in Bezeichnungen wie Froschesser (Franzosen), Mauseßer (so sagen die Araber von den Schwarzen), Kartoffelschäfer usw. aus. Neuschäfer

freßer heißt in Ostindien allerdings der Tiger. „Kannibalen“ ist ein solches Wort. Es heißt eigentlich „Cariben“, weil die Leute aber häufig die Hundswut bekamen, deutete man den Namen um; canis heißt der Hund. Die Russen haben den Ausdruck Kolbajnit (Wurstmacher) für uns, da man angebliche deutsche Wurstwaren überall antrifft. Die Eskimo haben ihren Namen von den benachbarten Indianern bekommen, weil sie das Fleisch nicht kochen; Eskimo bedeutet Rohfleischesser. Etwas ähnliches sind die Samojeeden, eigentlich Selbstesser.

Weil man ihre Sprache nicht verstand, erhielten die Barbaren von den Alten ihren Namen. Auch die Chinesen betrachten die Europäer und die Amerikaner als die „westlichen Barbaren“; der entsprechende chinesische Ausdruck Yo ist indessen verträglich wieder schriftlich noch mündlich zu gebrauchen. Ähnlich war die Meinung, in der die Holländer den Namen Gontentotten bildeten. Diese selbst nennen sich Koin-Koin, Menschen der Menschen, wie die Eskimo von sich als den Inuit, den Menschen schlechthin sprechen. Die Kaffern sind die Nicht-Moslem des Koran, die „Kafirs“. Auch das Gaur, das türkische Schimpfwort für die Europäer, hängt damit zusammen, das sich die europäischen Mächte ebensogut wie das chinesische „Ye“ verbeten haben. Wir gehören also selbst zu den Kaffern, während wir wieder unsere Kaffern haben. Denn jede Orthogorie setzt Kaffern und Andersdenkende voraus.

Sagen wir oben, daß Ländernamen indirekt aus Völkernamen entstehen können, so haben wir auch den umgekehrten Fall nicht selten, wie bei den Wadensern, den Chinesen, Japanern, Athenern usw. Die Araber heißen nach der Araba, der Wüste; die Sinaehi nach der Rüste, Sabel; die Kroaten nach dem Chrbet, dem Berggründen (Karpaten). Die Zigeuner sind wohl „Zinkler“ (Kesselschläger), hatten also einen lautmalenden Handwerkername, aus dem das n verdrängt wie aus dem alten „Pfeiming“. Die Bulgaren nennen sich nach der Wolga; die Ungarn oder Ungern nach dem Zug; die Wasserpoladen flößen auf der Ober.

Kleinpaul schließt mit einer resignierten Betrachtung über den Himmel: „Von diesem Lande, das man im Mittelalter so genau kannte und so ausführlich beschrieb, ist nur noch der Name übrig.“ Daß sein vortreffliches Büchlein weit über die langweilige „Sprachforschung“ unserer Jünglinge hinausstrebt und auch hinausgeht, mag endlich seine Feststellung bezeugen: „Von der Sprachwissenschaft, der sogenannten Philologie, machen sich die Laien, zeitweise selbst die Gelehrten, ganz falsche Vorstellungen, als ob es sich dabei um Worte, nur um Worte handele. Es handelt sich um Dinge, die durch Laute ausgedrückt und abgegespiegelt werden; und diese Laute sind Begleiter für die Weltgeschichte und die Naturbetrachtung. . . Nicht darauf, wie die Völker heißen, sondern warum sie so heißen, kommt es an; ihre Namen stellen kleine, bedeutsame Glieder in der Kette der historischen Entwicklung und Reflexe von Zuständen und Verhältnissen dar, die ganz abseits von der virtuellen Lautphysiologie, auf dem Gebiete der Volkshunde und der Kulturgeschichte liegen.“ R. F.

Das neue Stadthaus.

Darüber kann gar kein Zweifel sein, daß Berlin durch das neue Stadthaus um ein architektonisches Werk von großem Wert und starker Monumentalität bereichert worden ist. Es fragt sich nur, ob diese meisterhafte Wiederbelebung der Hochrenaissance späteren Geschlechtern als ein Dokument für das Berlin aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts noch verständlich sein wird. Man denke: die Marienkirche, das königl. Schloß, das Brandenburger Tor, das alte Museum — ein jeder dieser steinernen Organismen wird von uns als die Verkörperung einer klar umschriebenen Epoche so fort und deutlich empfunden. Wir würden lachen, wollte uns jemand erzählen, daß Schinkels Museum zu Schlüters Zeiten gebaut worden wäre. Ob aber etwa um 2000 die Reugierde, wenn sie über das neue Stadthaus Bescheid wissen möchte, eine ebenso eindeutige Antwort ebenso selbstverständlich bekäme. Wenn Kessels Werkheimbau oder des Peter Behrens' Turbinenhalle oder selbst Wallois' Reichstag in fernen Zeiten einmal auf das Ursprungsjahr hin angesehen werden, so dürfte kaum zu fürchten sein, daß wir nicht zu unserem Recht kämen. Das neue Stadthaus aber wird ein schwieriges Rätsel sein, die Professoren werden sich den Kopf zerbrechen über dies italienische Cinquecento mit dem Mansardendach aus der Berlinischen Popszeit und dem Turm, der den beiden vom Gendarmenmarkt, die Gontard baute, so verwandt ist.

Wer Hoffmanns Bauten gut kennt, wird über diese Situation nicht erstaunt sein. Das Gegenwärtige seiner Bauten wird immer und allein durch die Aufgabe bestritten. Das Virchow-Krankenhause, die Heimstätten in Buch, die Schulbauten: die moderne Aufgabe ist es, die diese Werke unserer Zeit erzog. Wo dieser Zwang der Notdurft aufhört, meist gleich nach der Grundtribung, oft schon vor der Disposition der Fenster, beginnt der wohl verproviantierte Ektizismus Hoffmanns sein Wirken. Wir sind dem Stadtbau-meister ganz gewiß aufrichtig dankbar für die Liebe, mit der er das ihm vertraute Amt verwaltet; wir wissen, was seine reinliche Gesinnung dem architektonischen Niveau der Stadt für einen Nutzen bringt. Wir haben auch nie verkannt, welche starke architektonische Intelligenz, welches Gefühl für die Be-

herrschung der Massen, welche wägendes Empfinden für das Detail in diesem ausgezeichneten Mann lebendig ist. Darum aber gerade vermischen wir um so schmerzlicher jene zeugende Genialität, die nicht nur aus der Ueberlieferung, die aus dem Geist der Zeit die Gestalten greift. Wir vermischen sie auch an dem neuen Stadthaus. Es wäre stumpf, die respektable Leistung, das spezifisch Sachliche dieses mächtigen Hauses nicht zu bewundern. Das ist gebaut nach allen Regeln der Lehre, aus einem Arsenal von Erfahrungen, mit dem starken Bemühen, ein Meisterwerk zu schaffen. Das hindert aber nicht, daß überlegt wird: was sollte denn hier eigentlich gebaut werden? Die Stadt Berlin brauchte ein Geschäftshaus; für tausend Beamte galt es Aufenthalt zu schaffen. Hier liegt der Knotenpunkt des Problems: warum baute Hoffmann statt eines Hauses der Arbeit ein Rathaus in der Art jener repräsentativen Vorläufer, wie sie in schwertflirrenden Zeiten notwendig waren! Wer wird sich wohl jemals an dieser Musikta den Kopf blutig reimen? Warum veruchte Hoffmann nicht aus der schlichten Aufgabe in ihrer ganzen Radtheit eine neue Form zu gewinnen, einen Ausdruck für das kommunale Verwaltungsgeschäft, das heute ohne Hellebarden und Berücken geübt wird, das heute durch die Zahl, die Statistik und nicht mehr durch romantische Gefühle sich regelt. Das alles weiß Hoffmann genau so gut wie wir, daß er es aber nicht über sich bekam, auf die historische Würde zu verzichten, um bedingungslos der Forderung des Tages zu dienen, das deutet jedermann lesbar seine Begrenzung, seine Zugehörigkeit zu einer zwar sehr kultivierten, sehr schönheitsfreudigen, aber trotzdem vormodernen Empfindungsart.

Haben wir uns mit dieser Sachlage abgefunden, so müssen wir schnell sagen, wie überaus geschickt Hoffmann den Grundriß dieses (richtiger seines) Hauses löste. Der Bauplay war zwar den materiellen Leidenhaftigkeiten eines Historienfreundes sehr günstig, doch für die Rechnung überaus kompliziert; ein unregelmäßiges Trapez, zeigte er keine Seite der anderen gleich. So hielt es nicht leicht, den Block durch zwei senkrecht stehende Achsen aufzuteilen. Hoffmann hat darum die Nord-Südachse stark zurückgedrängt, die Achse von Ost-West um so energischer betont, während er die eigentlichen Bureauräume ganz konsequent an die Außenfronten legte. Die dadurch entstehenden langen Korridore, die von eingezogenen Höfen ihr Licht bekommen, charakterisieren das verkehrsreiche Geschäftshaus. Das ist alles ganz schlicht und sachlich. Die Ost-Westachse nutzte Hoffmann für seine repräsentativen Absichten. Je in der Juden- und der Klosterstraße disponierte er einen Haupteingang und ein großes Vestibül. Von dem in der Judenstraße gelangt man durch einen zweiten Vorraum in die feierliche Ehrenhalle. Dann übernehmen Korridore die Verbindung zu dem Vestibül in der Klosterstraße. Da nun aber die Mitte der Front an der Klosterstraße nicht lotrecht zu der in der Judenstraße steht, so mußte Hoffmann während der Aneinanderreihung der einzelnen Räume dauernd die Achsen verschieben. Seine stark betonte Ost-Westachse wurde so eine sehr raffinierte Komposition. Gerade dadurch aber hat er sich eine Fülle der interessantesten Situationen, wechselreiche Perspektiven und überraschende Raumeindrücke geschaffen. Ein Gang durch das Tor an der Judenstraße hinein in die Ehrenhalle gehört zu den reizvollsten architektonischen Erlebnissen, die das neue Berlin zu vergeben hat. Diese Ehrenhalle selbst vergibt eine sehr edle Raumwirkung; mit sinnlichem Feingefühl wurde die reiche, doch ganz diskrete Gliederung der Wand, die vornehme Profilierung der Pfeiler, die pathetisch anklingende Verkrüpfung des Gesimses bestimmt.

Hoffmann hat seinen Bau mit mancherlei Plastik geschmückt; er hat dabei überwiegend eine glückliche Kritik geübt. Es ist ja bekannt, wie resolut der Stadtbaumeister Schmuckstücke, die ihm nicht zu passen scheinen, wieder abnehmen läßt; und so kostspielig zuweilen solch Verfahren auch sein mag, so ist es doch zu loben. Um so unbegreiflicher scheint das heilloswertige Vergerniß, daß Hoffmann sich den Steinmetzmeister Raager nicht vom Halbe hält; er hat Faschner, Wrbn, Rauch, er könnte Gaul und manchen anderen haben, warum befreit er sich nicht von der inzwischen unerträglich gewordenen Allgegenwärtigkeit des erfindungsarmen und ganz maniriert arbeitenden Italieners. Der sehr geistreiche Vorraum im Erdgeschos an der Klosterstraße, dessen Marmorpfeiler (die übrigen sehr liebreich gearbeitet sind) mit teufcher Selbstverständlichkeit die Wölbungen der Decke aufnehmen, wird geradezu ruiniert durch die öden Marmorreliefs, die in die Wände eingeseut sind. Und noch eins: es stehen hier zwei reich behandelte Holzbänke. Zum Sitzen sind sie ziemlich ungeeignet, man weiß darum nicht recht, was sie hier sollen; zum Ueberfluß hört man, daß sie in Italien gearbeitet wurden. Wozu geschieht das? Wir sind gewiß keine Nationalisten, aber die deutsche Möbelindustrie hat eine so wundervolle Entwicklung hinter sich, die deutschen Architekten haben so Hervorragendes an Möbeln und Innenräumen geleistet, daß es ganz sinnlos und ungerecht ist, Italien zu bevorzugen.

Die Einweihung des neuen Stadthauses sollte feierlich vor sich gehen. Es geschah aber nur etwas Klägliches und geradezu erschreckend Temperamentloses. Großpapa Kirchner malträtierte uns durch Ziffern über das Altengewicht; hernach krächte ein preussischer Minister mit zersprungener Stimme. Es ist gewiß keine Schande, nicht reden zu können; es ist aber wenig nett, solchen Mangel einer Festversammlung zu servieren.

Robert Brenner.